

ORIENTIERUNGS LAUF

TRAININGSLÄGER

MARIONEITZKE

DAS GANZE BUCH

Was passiert, wenn man den Kompass verlegt – und niemand erklärt hat, wofür er eigentlich gedacht war?

ORIENTIERUNGSLAUF versammelt
29 literarische Essays über Familie,
Erinnerung, Reizüberflutung, Identität
und den Versuch, im eigenen Kopf nicht
verloren zu gehen.

Kein Ratgeber. Kein Fachbuch.
Keine klassische Autobiografie.

Geschichten über das Leben mit einem
Gehirn, das selten geradeaus denkt.

ADHS ist dabei nicht die Erklärung.
Es ist die Perspektive.

VIER KAPITEL. VIER BLICKRICHTUNGEN.

STOP

Wenn Reize lauter sind
als Vernunft.

DENK

Familie, Herkunft und die
Geschichten, die uns formen.

PUNK

Haltung, Identität und die Kunst,
nicht überall dazugehören.

RESET

Loslassen, Beziehungen und die
Suche nach Ruhe.

Nicht von außen erklärt.
Von innen erzählt.

Plastikpferd-Karaoke

Meine Karriere als Dauerredner begann mit einem Palomino-Plastikpferd bei C&A. Nicht braun, nicht blond sondern schwarz. Drei bunte Flecken: rot, grün, blau – und schon belogen. Zwei Kinderfinger lang, eher Langfinger, baumelnd an jeder blauen, steifen Jeanshose der Eigenmarke. Nicht lange.

Nicht hübsch.

~~Die HoXeXl~~ Die Hose.

Ich hielt lange Monologe vor diesem Pferd.

Und im Kleiderständerkarussell. Da war der Ton wenigstens gedämmt.

Aus Rücksicht.

„Fantasie hat er“, sagte Mama stets. Um ja nicht zugeben zu müssen, dass der blonde Stadionsprecher neben ihr nicht nur Palomino-Plastikpferde bei C&A ins Gebet nehmen kann, sondern auch das fruchtbare Ergebnis ihrer Hüften ist.

Vermutlich meine langfristige Rache für 48 Stunden Wehen und neun Monate Orangen und Mandarinen-Orgien meiner Mutter. Passiert.

Strafe war für mich nie der Stubenarrest. Damit haben sich meine Eltern eher selbst ins Fleisch geschnitten. Die einzig sinnvolle Maßnahme wäre ein Schweiegelübde gewesen.
Franziskanerkloster. Der stumme Abt.

Stille.

Zwei Tage später hört man ihn brüllen:

„Halt’ **BITTE** deine **Fresse!**“

Eine meiner zuverlässigsten Begabungen war es, Menschen totzuquatschen. Das kann ich bis heute, nur eleganter. Früher redete ich nackt, also ohne Punkt und Komma – für mein Gegenüber weniger elegant. Ich merke das immer dann, wenn ich eine gute Phase hatte. Danach hielten früher Nachbarn gern Abstand.

Nervtötend. Es bleibt hängen.

Ich erzählte viel, vor allem viel Blödsinn. Alles, was sich bewegte, wurde kommentiert, dokumentiert und ungefiltert weitergegeben. Niemand sammelt hässliche Kinder, sagt man – nervtötende aber auch nicht. Die Sorte, die man im Sommer aus fünfzig Metern Entfernung durch die ganze Straße hört.

Die Siedlung meiner Eltern lag so verschachtelt, dass sie akustisch mit der Elbphilharmonie mithalten konnte. Wenn ich im Sandkasten einen Vortrag hielt, hatten alle etwas davon: von der ersten bis zur dritten Etage, auch im Haus nebenan. Und das daneben.

Da half nur: frisches Feld und viel Luft.

„Geh spielen.“ Heißt: Mach dich vom Acker.

Weit ————— weg.

Später habe ich gelernt, das zu bündeln. Ich erzähle immer noch viel Blödsinn, aber inzwischen professionell. Man kann damit Geld verdienen. Während andere Start-Ups und Agenturen ihre Konzepte Wochen im Voraus planen, analysieren und in Meetings zerlegen, sieht mein Setup überschaubar aus: ein Tisch, Kaffee oder Kakao, im Zweifel eine Flasche guten Prosecco.

Die besten Ideen entstehen spontan, wie ungeplante Partys oder ein Weinabend, der keiner werden sollte und am Ende doch einer ist. Meine kommen meist dann, wenn ich nicht zu viel denke. Ich muss nur aufpassen, dass mein Gedankenfluss mit meinem Sechs-Finger-Schreibsystem Schritt hält. Manchmal diktiere ich – und merke erst dann, wie viele Gedankensprünge auf getippte Seiten passen.

Die Eichhörnchen. Ich weiß.

Jetzt machen alle nochmal Pipi und dann reiten wir los.

Hü!

STOP

WENN DIE WELT ZU LAUT WIRD.



Mein Köpf macht Inventur



Warum ich niemals zum Bürgeramt kann? Ganz einfach. Das Bürgeramt ist die Endstufe.

Bürgeramt heißt: Nummer ziehen. Und warten. Die Nummer selbst ist gar nicht das Problem. Im Gegenteil. Ich hab was in der Hand.

Und sofort höre ich meinen Vater bellen: „Junge! Da hast du wenigstens was in der Hand!“

Recht hat er. Etwas in der Hand beruhigt. Bargeld. Gold. Schmuck. Irgendwas Festes. Etwas Reales. Nichts Digitales, nichts Virtuelles, nichts „Wir melden uns“. Etwas, das man schließlich in ein Schließfach legt. In der Bank. Dem sichersten Ort der Welt. Also dachte man. Dachte ich. Bis man gemerkt hat: Nicht mal das stimmt mehr.

Zurück zum Amt. Nummer ziehen heißt: Du bist jetzt offiziell Wartender. Reduziert auf eine Ziffer.

Kein Mensch. Kein Name. Eine Öffnung mit
Abrisskante.

Und dann: sitzen. Mit Menschen. Vielen Menschen.
Essenden, atmenden, telefonierenden Menschen.
Menschen, die ihre Biografie laut nach außen
tragen. Die kauen, als hätten sie dem Geräusch
etwas zu beweisen. Die telefonieren, als wären sie
allein auf einem Berg. In Nepal.

Mit Echo.

Misophonie sagt meinem Nervensystem: Wir
sterben hier. Nicht langsam.

S fort.

Dieses Warten.

Dieses Scharren.

Dieses Rascheln von Formularen.

Dieses Husten, das nicht krank ist, sondern
dominant. Dieses ständige „Ich bin auch noch da“.

Blicke, die nicht schauen, sondern suchen. Nach
Hilfe. Nach Schuld. Nach einem Fehler, den man
erklären kann.

Augen, die an Türen hängen bleiben, als könnten sie

lesen, was dahinter gleich passiert. Ohren, die den digitalen Dreiklang »di-dü-däng« aufsaugen, als könnte es jederzeit der eigene sein. Immer die Angst, den eigenen Moment zu verpassen.

Menschen sitzen da wie Käffer ohne Etikett. Alles dabei, aber niemand weiß, wohin. Türen gehen auf, Türen gehen zu. Menschen rein. Gebrochene raus.

Ich sitze da mit meiner Nummer. In der Hand. Wie Falschgeld.

Wie Gold. Wie ein kleines Versprechen, dass ich irgendwann dränkomme. Ich drehe sie zwischen den Fingern, falte einen Flieger daraus, glätte sie wieder. Als wäre sie mehr als Papier.

Mein Käpf macht längst Inventur:
Fluchtwege.
Ausstiege.
Identitäten.

Alle sind gereizt. Und irgendwann ist selbst der Kopf müde. Und dann denke ich wieder an meinen Vater. „Hauptsache, du hast was in der Hand.“

Ja. Hab ich. Eine Nummer.
Leicht. Austauschbar.

Und erst dann schne ich wertlos, sobald sie
aufgeflogen wird.

Nummern, Regeln, stilles Sitzen: ein virtueller

Käfig, in dem meine zwanzig Eichhörnchen
gleichzeitig gegen alle Wände laufen.

Kein Drama.
Kein Aufschrei.

Man prüft dort nicht, ob man Hilfe braucht.
Man prüft, wie lange
man stillhält.

Bei mir: kaum.

DENK

WENN HERKUNFT, ERINNERUNG UND GEDANKE
DURCHEINANDERLAUFEN.



Pola Pola

Halbe Sachen kann ich gut.

Mit einem Ohr zuhören. Mit einem Auge schlafen.
Ein halbes Gespräch lang interessiert schauen. Die
Hälfte beim Einkaufen vergessen. Trotz
Einkaufszettel. Wenn ich ihn nicht vorher verlege.

Ein halbes Lamm, ein halbes Pfund Mett, ein Kessel
Gulasch – versteht mein Körper. Aber halbe
Portionen? Da hört er nichts.

Zur Hälfte bin ich Kroat. Ich habe das lange
dementiert. In meinem kleinen Dorf war
„Ausländer“ kein Trend, sondern eher hinderlich.

Mein Nachname half. Ich war inkognito.

Daheim kein Wort Kroatisch gesprochen – ich hätte
gekonnt, mehrfach urlaubsbedingt.
Aber nur halb. Und schlecht.

Oma, Onkel, Tanten sprachen einfach kein Deutsch. Ich musste jedoch akustisch überleben zwischen Gesten, Lautstärke und einzelnen Vokabeln, die ich verstand oder verstehen wollte.

Imitieren konnte ich. Improvisieren musste ich.

„Jebem ti sunce.“

Jugos sind Weltmeister im Fluchen. Old School – wir fuhren noch nach Jugoslawien, nicht nach Kroatien. Heute ein riesiger Unterschied. Damals: eine lange Fahrt durch Serpentina in den Bergen.

Nicht dahin, wo Winnetou mit Old Shatterhand ritt, sondern dahin, wo Paprika in Eskalationsstufen verkauft wird – bis kurz vor Ungarn.

Mild. Scharf.
Scheiße scharf.
Schweißperlen.

Ein Grund, warum Opa und ich Gulasch mögen. Und vielleicht ein Grund, warum ich manchmal kryptisches Zeug rede. Schon mal Ungarisch gehört? Das klingt wie Paprika auf Konsonantenbasis: „Nyald meg a seggem“. Heißt so viel wie: Leck mich am Arsch.

Oder besser – lass es.

Opa Nummer zwei war halber Ungar, halber bayerischer Schwabe. So viele halbe Identitäten in einem einzigen Mann, dass vermutlich deshalb Österreich-Ungarn zerbrach. Ein Vielvölkerstaat im Feinripp-Unterhemd.

Und ich? Immer halb hungrig. Der Balkan löst Konflikte nicht – er kocht sie weich.

Mit „Jugos“ meine ich Kroaten, Serben, Bosniaken. Kurz: alles, was mal in einen Staat gepresst wurde. So wie sich meine Eichhörnchen im Kopf verteilen, so verteilt sich meine Familie über den gesamten Balkan.

Primär Kroatien. Nur nicht der Teil des Landes, wo die Adria unfassbar schön ist. Natürlich nicht.

Beleidigungen unter der Gürtellinie? Hier Alltag.

„Neću“ – Ich will nicht. Das Wort existiert. Aber nur rein phonetisch. Sobald Essen auf dem Tisch steht, gilt es als Beleidigung.

Deine Strafe: die doppelte Portion.
Kurze Verschnaufpause.

Dann süße Palatschinken. Gefüllt.

Was anderswo ein Hauptgang wäre, ist dort Vorspeise zur Nachspeise nach Vor-Vorspeise, weiterer Vorspeise, Suppe, Hauptgang I, Hauptgang II, etwas süßes, etwas gebackenes.

Halbe Hähnchen? Gibt es im Kroatischen nicht.
Nur Deutschland.

Bei Oma Draga gab es Hähnchen.
Plural. Für jeden eins. „Pola, pola.“ Halb, halb.
Zweimal halb ergibt ganz – zumindest kulinarisch.

Und Fleisch. Viel Fleisch. Doppelt satt.

Halbe Sachen?
Gibt es da nicht.
Nur ich war immer halb irgendwas:
Halb Sprache.
Halb Herkunft.
Halb Identität.

Vielleicht hat meine kroatische Oma deshalb immer für zwei gekocht. Damit ich irgendwann ganz werde.

Wir reden nicht über Portionen. Wir reden über Töpfe, die nach Zuhause riechen. Über Alufolie, die

mehr schützt als nur Essen. Über riesige Töpfe, die nie leer werden wollten. Über feierliche Gelage, die Tage dauern – nicht weil man muss, sondern weil man bleibt.

Halb ist kein Maß. Es ist eine Einladung. Und die nimmt man gefälligst an. In jeder Familie gilt die Dreierregel:

Noch drei Stück.

Noch zwei Löffel.

Noch ein Teller.

Nicht aus Zwang.

Aus Liebe.

Zum Essen.

Und zu dir, Gast.

Und wenn ich heute an diese Portionen denke, weiß ich: Es ging nie ums Fleisch.

Es ging darum, dass niemand hungrig bleibt.

Nicht am Tisch.

Und nicht im Leben.

Das Wort Diät existiert nur theoretisch.

In der Praxis gibt es nochmal Nachschlag.

„Jebi ga!“



Niemand entscheidet
sich freiwillig dafür,
ständig gegen sich
selbst zu arbeiten.

PUNK

WENN HALTUNG AUS
ABWEICHUNG ENTSTEHT.

THE
CLASH

SEX
PISTOLS

DAMNED

BUZZCOCKS

the
JAM

SHAM 69



X-RAY
SPEX

SUB-
HUMANS

THE

ADICTS



UK
SUBS

DISCHARGE

UK 82

GBH



VICE
SQU

PUNK

CHAOS

THE
EXPLOITED

DEAD
KENNEDYS

CRASH

ANTI-
NOWHERE
LEAGUE



AGENT
ORANGE

COCKNEY
REJECTS



CONFLICT

D.I.Y.

Duft ist volatil

Harald saß in der Schule unmittelbar neben mir und war der einzige Mensch, der theoretisch eine ganze Klasse hätte durchfüttern können.

Er hatte entweder unfassbaren Hunger oder seine Mutter dachte in Generationen. Sie packte ihm Brot ein, als stünde die nächste Belagerung der Welfen unmittelbar bevor.

Sieben, acht, neun, manchmal zehn geschmierte Brote lagen in einem braunen Aktenkoffer, der aussah, als hätte er mehrere Generationen von Pausen überstanden.

Der Koffer war beklebt mit Bravo-Aufklebern aus den Achtzigern: Samantha Fox, Kajagoogoo und andere Namen, die damals Welt bedeuteten und heute nur noch Fußnoten sind.

Wenn Harald ihn öffnete, veränderte sich das Raumklima.

Schlagartig.

Leberwurst, Käse, Gurke auf Majo – alles vertreten. Hätte er das Konzept geschützt, stünde heute sein Name über jeder Fußgängerzone.

HARALD'S BROTBAR

...inklusive Kundenkarte, Deppenapostroph und Expansionsstrategie.

Der Geruch kroch durch die Reihen wie eine unsichtbare Anwesenheitsliste und führte zum legendären Eintrag ins Klassenbuch: „Harald isst während des Unterrichts ein Käsebrot und verbreitet entsprechenden Geruch.“

Harald war einer der wenigen in der Klasse, der kein Bauer war. Und mit Bauern meine ich: Landwirte. Riesige Höfe. Verantwortung. Tiere, die morgens um fünf nicht diskutieren.

Unsere Klasse bestand zu sechzig Prozent aus Landwirtschaft. Gunnar war Milchbauer, Holger kam aus einer Landmaschinenfamilie, Jörg war Schweinewirt.

Und so roch das Dorfleben.

Die Luft war keine Luft. Sie war Stall, Diesel und Silage.

Sie alle hatten Land. Weiden. Wiesen. Die Vorheide. Sie wohnten jwd – dort, wo der nächste Nachbar erst nach zwei Kilometern am Gartenzaun auftauchte und selbst das schon als Nähe galt. Maschinen. Kühe. Schweine.

Und der Nachbar trug denselben Nachnamen, weil er Onkel, Opa oder Neffe war.
Viele Hunne.
Viele Zäune.
Sehr viele Tiere und Trecker.

Mein best Buddy Horst und ich waren keine Landwirtschaftskinder. Wir rochen einfach anders.

Ab der wiederholten neunten Klasse war das plötzlich ein strategischer Vorteil. Während andere gegen Stallgeruch ankämpften, trugen wir Davidoff Cool Water oder Benetton Colors. Nicht Kuh. Und wir waren ein, zwei Jahre älter.

Vorteil: Becker. Aufschlag. Heimspiel.

Wir mussten nicht flirten können.
Nur gut riechen.

Jörg tat mir manchmal leid. Er konnte duschen, so oft er wollte – das Schwein gewann. Manche Gerüche kündigen nie.

Hunger. Und plötzlich war Harald wieder da.

Harald war beliebt. Nicht nur wegen seines Charmes, sondern wegen seiner Infrastruktur. Er handelte mit Brotstullen wie auf einem anatolischen Basar. Tauschen, verkaufen, verleihen – alles möglich. Ja, auch verleihen.

„Ich leih dir mein Brot. Morgen schmiert deine Mutter was Besseres.“

Hansano-Kakao im Plastikbecher gegen
Schaumkuss-Brötchen. Schulmilch gegen
Leberwurst. Liquidität durch Butterbrot.

Wir holten unsere bezahlte Milch beim Hausmeister ab. Ohne Aufsicht. Ohne Misstrauen. Niemand vergiftete irgendetwas. Niemand hortete fünf Kakao aus Bosheit. Es gab noch so etwas wie Selbstverständlichkeit.

Und Harald hatte Vorräte für den Ernstfall.
Für jede große Pause. Und vermutlich für die
nächste Belagerung.

Wir hatten immer ein bisschen Mitleid mit unseren Landwirten. Wirklich.

Das änderte sich schlagartig im Winter '86, als wir bei Gunnar zum Schlittenfahren waren. Zwölf Leute aus unserer Klasse. Plus Anhang. Dorfnaivität der 80er in Thermohosen und New-Yorker-Style.

Bis dahin dachten wir: Unsere Landwirte haben vielleicht zehn Kühe. Zehn Kühe sind immerhin acht mehr, als meine Oma in Kroatien hatte. Also stellt man sich ein Bauernhaus vor, etwas Hof, ein Treckerchen, vielleicht einen Hund.

Wir wurden eines Besseren belehrt.

Nach fünfundzwanzig Minuten Busfahrt durch sieben Dörfer landeten wir mitten in der Prärie.
Kein Dorf.
Keine Straße.
Nur Weiß.
Und Horizont.

Und dann kam Gunnar zur tausend Meter entfernten Bushaltestelle im Nichts.

Nicht zu Fuß.
Nicht mit dem Fahrrad.

... mit einem Trecker vom Hunne-Hof. In Wohnhausgröße. Mindestens. Die Reifen waren so groß, dass jede Monster-Truck-Show dagegen wie Kindergeburtstag wirkte.

Big Foot? Gunnars Trecker wäre einfach drübergefahren und hätte es nicht bemerkt.

Hupsi. Kein Vergleich zu dem kleinen Traktor, den ich in Kroatien fahren durfte. Playmobil-Größe. Mit Stolz.

In diesem Moment verschob sich die Hierarchie.

Wir hatten ernsthaft geglaubt, wir seien überlegen. Wir rochen besser. Das war unser Argument.

Davidoff gegen Stall.
Benetton gegen Silage.
Wir hielten das für Fortschritt.

Was wir nicht verstanden:
Duft ist volatil wie Krypto.
Land nicht.

Während wir mit 50 Millilitern vermeintliche Männlichkeit hantierten, standen sie auf Vermögen mit dickem Profil. Reifen mit einem Durchmesser,

der unsere Zukunftspläne plattwalzen konnte.
Besitz, der in Hektar gerechnet wurde, nicht in
Sprühstößen. Erträge in Hektolitern. Förderungen.
Flächen.

Wir dachten: zehn Kühe.
Es waren Bestände.
Wir dachten: Bauernhaus.
Es war Betriebsvermögen.
Wir dachten: Provinz.
Es war Kapital.

Unsere Annahmen waren klein. Ihre Felder nicht.

Und die Mädchen? Die blieben fast alle im Dorf.
Und sie heirateten nicht den, der gut roch. Sie
heirateten den, der bleiben konnte. Den mit Land
aus mehreren Generationen.
Mit Maschinen. Mit fester Perspektive.

Da war Geruch egal.

Kapital war kein Duft.
Kapital war Fläche.
Treckerreifen.
Hektoliter.
Hektar.

Wir hatten günstiges Aftershave.
Sie hatten Eigentum. Der Schlaue korrigiert die
Illusion: Macht ist kein Duft.
Sie ist Eigentum.

Der Dumme glaubt weiter, dass ein teures Parfüm
und ein schlecht sitzendes Polohemd mit
überdimensioniertem Logo Eindruck hinterlassen.

Wir hatten Cool Water und dachten, wir sind cool.

Noch heute denke ich daran, wenn ich eine
Visitenkarte in der Hand halte.

Kevin Schmidt
CEO

Das klingt nach Aufstieg.
Nach Glasfassade.
Nach PowerPoint.

Kündbar.

Bei unseren Großgrundbesitzern stand lapidar:

Landwirt.
In 10. Generation.

RESET

WENN LOSLASSEN NICHT EINFACH
AUFRÄUMEN HEISST.



Doppelt hält besser

„Brauchst du das noch oder kann das weg?“ Mein Kessel geht sofort auf dunkelrot. Pfeifton inklusive.

Wie weg? Warum?

Ich hab's gesehen, ich hab's geschossen, ich hab's erlegt und nach Hause gezerrt. Nix mit: weg damit. Es war teuer. Emotional. Hier geht es nicht um Werte. So kapitalistisch bin ich nicht. Ich schätze die kleinen Dinge des Lebens. Sagen andere. Mutter. Freundin. Feind.

Den Zettel aus dem Supermarkt hat mir jemand mitgebracht. Ich musste ihn entsorgen. Den Zettel. Nicht den Jemand. Oder doch? Persönlicher Angriff. Mich kann man ja wohl nicht meinen.

Der Aushang:
BIETE: Hilfe beim Ausmisten.
Sie horten. Ich nicht.
Ich komme zu Ihnen.

Ich zeige auf Dinge.
Ich frage: „Brauchen Sie das?“
Sie sagen: „Ja, aber...“
Ich frage: „Wann zuletzt benutzt?“
Sie schweigen.
Ich entsorge.

Seit wann entscheidet Nutzung über Existenz?

Mein Vater: zwei Motorsägen im Keller. Mit 40 Jahren Pause. Und? Laufen wahrscheinlich noch besser als ich.

Tante Irmchens Klavier im Flur – keiner spielt, keiner will, aber es steht da. Und erzählt mehr als jeder Spotify-Account.
Entsorgung: 500 Euro.
Verkauf: 250.
Erinnerung: unbezahlbar.
Steht nur leider im Weg.

Und ich? Vergesse schnell. Zuverlässig. Filme doppelt, Bestellungen doppelt. eBay liefert, was ich längst habe. Ich merke es beim Einsortieren.
Für später.
Für mich.
Für nie.

Elender Verräter.

Das USB-Kabel für den kleinen Roboter? Amazon hilft. Merde.

Der Doppelstecker, den ich vergeblich gesucht habe? Bestellt, gefreut, gefunden: Schublade oben.

Die unfassbar geile Erasure-Maxi, bei eBay leider 22 Euro? Finde ich beim Suchen einer anderen Platte. Im Platten-Schrank. Sowas.

Ich darf nicht auf Flohmärkte. Ich habe alles schon. Mehrfach. Ganz sicher. Bis ich davorstehe. Dann: „Ach komm.“ Ergebnis: »Genetic Engineering« von OMD. Ich dachte, ich hab sie nicht, die 7“-Single. Doch. Sechsmal.

In Worten: sechs.

In meinem Kopf läuft Excel. Theoretisch. Praktisch: Copy-Paste-Fehler, verlorene Listen, „Backup läuft noch“. Ausreden. Ich weiß es genau. Aber ich weiß auch, wie sie ticken.

Wenn ich unangekündigt reinschaue: U96. Eng. Stickig. Überall verschwitzte Eichhörnchen. Vermeintlich untätig. Auf Ansprache sofort Alarm.

„Hier Kaleun!“ – „Jawohl, Kaleun!“ Aktiv, laut, nutzlos. Organisation: Typ VII C. Tauchmanöver läuft. Alle wussten Bescheid. Keiner hat's gestoppt.

Na sdrowje. Ich brauche eindeutig mehr Schnaps.

Keiner weiß, was gefeiert wird. Steht in keinem System. Synchronisation stockt. WLAN schwach. Datenvolumen weg.

Auf Nachfrage: „Wir waren das nicht.“ – „Die anderen.“ – „Computer kaputt.“ – „Ich kann nur Mac.“ – „Excel? Nicht mein Bereich.“

Und der Freund, der sich nicht mehr meldet, weil er Familie fernab der Zivilisation spielt?

Auch weg?

30 Jahre.

Keine Rechnung.

Kein Sperrmülltermin.

Wegwerfen kann ich vieles.

Nur nicht das, was mir fehlt.

Orientierungslauf

Heute Termin beim neuen Arzt. Also der Termin ist neu, nicht der Arzt. Papa muss zum Nierencheck. Alles im grünen Bereich.

Der Bereich, der leider nicht grün ist – um im Farbleitsystem zu bleiben – ist der Weg dorthin. Meine Eltern wohnen fast auf dem Dorf. Nur fast, weil es einen Bahnanschluss gibt. Es fahren sogar Busse. Aber ohne ihn.

Seit ich vor zwanzig Jahren der Motorisierung abgeschworen habe, läuft hier alles mit der Bahn.

Orientierungslauf ist nicht seine Disziplin. Nicht im Wald. Nicht in Städten. Nicht in Systemen. Das Auto-Navi, das ich ihm 2004 geschenkt habe, ist vermutlich noch auf der Suche.

Also hole ich ihn von der Bahn ab, verfrachte ihn in die Stadtbahn und bringe ihn dorthin, wo sein kartografischer Horizont aufhört. Nicht böse

gemeint. Nur ehrlich. Wäre ich nicht da, wäre er überall. Nur nicht am geplanten Platz. Wie auch? Er liest Städte nicht. Er liest Gesichter. Schilder? Für die anderen.

In seiner Straße weiß er, wem welches Auto gehört, wer zu spät mäht, wer heimlich raucht, wer gestorben ist oder bald wird.

„Na, wie heißt der doch noch mal? Den kennst du doch“, sagt er dann immer. Ordnung muss sein. Da ist er deutscher als der Deutsche. Integration vollständig abgeschlossen.

Die Großstadt ist permanentes Betriebssystem-Update. Da können meine Eltern nicht mithalten.

Wir steigen aus der Stadtbahn. Menschen strömen an uns vorbei.

Mein Vater bleibt stehen.

„Wohin jetzt?“

Er sagt das nicht panisch. Eher sachlich. Wie jemand, der akzeptiert, dass er kein Kartenmaterial besitzt. Über uns ein Leitsystem mit Endstationen, die ihm, mir und Fremden nichts sagen. Er schaut hoch, als würde er Sternbilder lesen.

„Früher“, sagt er, „gab’s einfach ein Schild.“
Alles weg.

Er läuft dicht neben mir. Nicht aus Angst. Aus
Kalkulation. Sein Tempo ist leicht verzögert. Leicht
verloren. Die Stadt nicht. Junge Menschen
überholen uns mit Kopfhörern, als wären wir ein
Fehler im Verkehrsfluss.

Mein Vater dreht sich um.
„Junge, Junge. Wo wollen die alle hin?“
„Zur Arbeit. Zur Schule.“
Er nickt verständnislos.

Die Frage bleibt zwischen uns wie ein vergessenes
Straßenschild. Vor einer Ampel bleibt er stehen,
obwohl sie grün ist.

Autos, Lasten-Fahrräder, E-Scooter, ein
Lieferwagen, der aussieht, als würde er gleich
rückwärts in die Zukunft fahren.

Er wartet, bis ich gehe. Dann folgt er.

Nicht blind. So wie ich früher ihm.
Und etwas verschiebt sich.
Ich bin sein Navigationsgerät geworden.
Und er mein Zeitzeuge.

Im Wartezimmer sitzt er aufrecht. Hände auf den Knien. Andere scrollen.

Er schaut Tapeten an.
Er beobachtet Schuhe.
Jacken. Haltungen.

Er nestelt am Rucksack herum. Zwei Fächer. Die Unterlagen verstecken sich trotzdem. Seine Orientierung ist nicht geografisch. Sie ist menschlich. Vielleicht verliert man im Alter nicht die Richtung. Vielleicht ändert sich nur die Karte.

Auf dem Rückweg kaufen wir einen Kaffee im Pappbecher. Er hält den Becher wie etwas Zerbrechliches.

„Teuer geworden“, sagt er knapp.
Ich weiß nicht, ob er die Stadt meint oder die Zeit.
Jetzt gehe ich einen halben Schritt voraus.
Nicht aus Überlegenheit. Sondern weil es so sein muss. Orientierung ist nichts, was man hat.
Es ist etwas, das man einander leiht.

Die Stadt bleibt laut.
Die Wege bleiben kompliziert.

Und vielleicht ist das der einzige Orientierungslauf, den man nicht allein läuft.

ICH BIN DA.
**MEIN KOPF
NICHT.**

imkopfgegenstrom.de

Wenn dein Kopf jetzt kurz falsch
abgebogen ist: gut.

Dann hat es funktioniert.

Kontakt: mail@imkopfgegenstrom.de

IMKOPFGEGENSTROM.DE

